



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Börne, Heine und das Judenthum unserer neuen Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Börne, Heine und das Judenthum unserer neuen Literatur.

Der Rücksicht auf das Unrecht, welches der christliche Staat den Juden zugefügt hat, ist es zuzuschreiben, wenn in Besprechung der jüdischen Eigenthümlichkeiten seit den letzten Decennien auf ihrer Seite eine Empfindlichkeit, auf unserer eine Sentimentalität herrschend geworden ist, bei der es fast scheinen könnte, als seien die Juden noch immer das auserwählte Volk, und durch ein besonderes Privilegium gegen alle die Angriffe geschützt, die sich jede andere Nation gefallen lassen muß. Gegen die Deutschen haben Börne, Heine und ihre Glaubensgenossen die ganze Scala von Schimpfworten angewendet, die einem genialen Gemüth zu Gebote stehen, vom „Bedientenvolke“ an bis zum „Nachtstuhl“, und gegen das Christenthum nicht minder; wagt man es aber, auf den „ewigen Judenschmerz“ zu lästern, wagt man, zu bezweifeln, daß Shylock ein Märtyrer war, so ringt die gesammte Literatur die Hände über den Mangel an Aufklärung und Toleranz. Tadeln man die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, so ist das ein Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit; kritisiert man die religiösen Gebräuche, so ist es ein Hohn gegen ein Märtyrervolk. Noch neuerlich ist hier in Leipzig ein auffallendes Beispiel vorgekommen. In einer musikalischen Zeitschrift war behauptet worden, die Juden hätten keinen rechten Sinn für die Kunst, und die Manier, welche sie in die Musik eingeführt hätten, sei mit der Kunst unverträglich. Die Behauptung war, wie alle sogenannten geistreichen Paradoxien, so schief als möglich, denn Meyerbeer, Mendelssohn, Halevy u. s. w. in eine Kategorie zu bringen, hat keinen Sinn, und überhaupt wird wohl das Judenthum mit der Musik in keine andere Verbindung gesetzt werden können, als etwa durch Anklänge an die in der Synagoge üblichen Weisen; aber ähnliche falsche und einseitige Behauptungen sind in Bezug auf die Franzosen, Italiener, auch auf die Deutschen hundertfältig aufgestellt worden: man hat sich begnügt, sie zu widerlegen oder über sie zu lächeln, aber Niemandem ist es eingefallen, darin ein Vergerniß zu suchen, welches der öffentlichen Moral gegeben sei. Die Sünde gegen den heiligen Geist des Judenthums aber wurde mit einer Entrüstung aufgenommen, daß man zum Wenigsten hätte vermuthen sollen, Christus sei zum zweiten Mal an das Kreuz geschlagen, oder das Vaterland sei an die

Sereczaner und Kosaken verrathen. Es fehlte wenig, daß man mit dem unglückseligen Blatt und dem unglückseligen Redacteur dazu ein Auto da fé angestellt hätte. Solcher Verschrobenheit ist nur der Deutsche fähig.

Es ist Zeit, daß mit dieser Empfindsamkeit ein Ende gemacht werde. Wir Liberalen haben, wie es unsere Schuldigkeit war, nach Kräften dahin gearbeitet, daß der Staat sein Unrecht gegen die Juden wieder gut mache, und wenigstens die Hauptsache ist bereits geschehen. Jetzt aber muß man es uns nicht mehr verargen, wenn wir eine so merkwürdige Erscheinung, wie das Judenthum, eine Erscheinung, an der vier Jahrtausende der Unterdrückung vorübergegangen sind, ohne sie im Wesen zu verändern, einer freien historischen Kritik unterwerfen, sollte sie auch nicht günstig ausfallen, sollte sich auch als endliches Resultat die ernste Aufforderung herausstellen, nachdem wir sie von den Fesseln des christlichen Staats emancipirt, nunmehr sich selber und uns vom Judenthum zu befreien.

Für heute haben wir nur die eine Seite dieser Erscheinung in's Auge zu fassen: den Einfluß, den die Juden auf unsere neueste Literatur, und zwar auf die journalistische ausgeübt haben. Daß dieser Einfluß ein ungeheurer gewesen ist, lehrt der Augenschein, denn unter sämtlichen Journalisten des heiligen römischen Reiches gehören zwei Drittel dem Judenthum an; in einzelnen Landschaften stellt sich das Verhältniß noch anders heraus: man wird z. B. nicht übertreiben, wenn man in Oestreich auf 100 Journalisten 99 Juden rechnet. Daß sie nicht in gleichem Verhältniß an der eigentlichen Wissenschaft und Kunst Theil genommen haben, liegt freilich zum Theil in den äußern Umständen, denn eine dauernde Beschäftigung mit der Wissenschaft ohne die entsprechende amtliche Stellung kommt nur ausnahmsweise vor, und diese war ihnen bis jetzt versagt. Wie es sich herausstellen wird, nachdem diese äußern Fesseln gefallen sind, muß die Zeit lehren; daß einigermassen auch der Volkscharakter darauf eingewirkt hat, davon ein andermal.

Wir finden sie in allen Parteiungen und Nuancen; zum größten Theil freilich in der Demokratie, aber auch stark in der Reaction *); am wenigsten in unserer Partei. Ueberall aber kann man behaupten, daß sie schädlich eingewirkt haben. Auf welche Weise, das wird sich am besten veranschaulichen lassen, wenn wir uns an die beiden glänzenden Talente halten, die diese Bahn gebrochen haben, an Heine und Börne.

Der Einfluß, den diese beiden Schriftsteller auf die deutsche Literatur der letzten 25 Jahre ausgeübt haben, ist eben so groß als schädlich. Man kann sagen, daß die ganze Generation, soweit sie sich überhaupt mit Poesie und Politif abgegeben hat, durch sie corumpirt ist.

*) Das Organ der preussischen Regierung hat in seinem neuen Redacteur, Herrn Selig Kassel, eine derartige Acquisition gemacht; die östreichische war schon lange durch Landsteiner vertreten.

Wir wollen dabei nicht verkennen, daß auch in ihrer Richtung etwas Berechtigtes lag. Heine's Frivolität war die nothwendige Reaction gegen die krankhafte Tugendbündlerei der Görres, Arndt, Schenkendorf, Jahn, der Schwabenschule; Börne's populärer, polternder Menschenverstand die nothwendige Reaction gegen das Sehnen und Dämmern der letzten traurigen Ueberreste der alten romantischen Schule, der Houwald und Müllner, und gegen die überschwengliche Weisheit der Naturphilosophen. Durch das Eintreten des scharfen, ägenden jüdischen Elements kam in das bereits sehr schläfrige, stumpfe deutsche Wesen wenigstens eine Art von Bewegung. Nur wollte das Unglück, daß man den bloßen Uebergangsmoment fixirte, an Heine poetische und an Börne politische Studien trieb. Man machte aus dem poetischen und dem politischen Weltschmerz ein dauerndes Geschäft.

Heine hat sich gern mit Byron vergleichen lassen, einmal hat er sogar den Einfall gehabt, er sei doch eigentlich viel tugendhafter und gottesfürchtiger als der englische Lord. Man weiß nicht, ob man über diesen Vergleich mehr lachen oder sich ärgern soll.

Der Unterschied springt in zwei Punkten in die Augen. Einmal ist Lord Byron durch und durch Gentleman. Sein Skepticismus setzt sich zwar über viele Formen der steifen und prüden englischen Sittlichkeit hinweg, aber nicht über die strengen Gebote der Ehre. Heine dagegen gehört, auch in seinen romantischen, rührenden und tragischen Momenten, immer zu jenen Possenreißern, über deren Einfälle man sich des Lachens nicht enthalten kann, an deren Stelle aber kein anständiger Mensch treten möchte. Er drängt sich mit seiner Person auf eine Weise hervor, wie es noch kein anderer Dichter gethan, er feiert sich selber als einen großen Dichter, er coкетirt mit der Tiefe seiner Empfindung, mit seinen Erfahrungen in der Liebe, ja selbst, trotz des Zeugnisses seiner ehemaligen Commilitonen, mit seinen Thaten auf der Mensur, er girrt, daß er, ein zweiter Atlas, das Glend der ganzen Welt tragen müsse und unendlich elend sei, weil er nicht unendlich glücklich sein könne; man fühlt aber überall heraus, daß diese Renommage nicht einem sichern Selbstgefühl entspringt, sondern der dunkeln Empfindung, daß er sich eine pikante Charaktermaske aufsetzen müsse, um in guter Gesellschaft gelitten zu werden, und auch dann kaum. Er pflegt sich selber einen ungezogenen Liebling der Grazien zu nennen, aber von der wesentlichsten Eigenschaft, mit welcher die Grazien den Sterblichen beglücken, von dem ästhetischen Maß, hat er keine Spur.

Diese persönliche Unsittlichkeit hängt mit der Art und Weise seines Skepticismus zusammen. Mit Byron's Skepsis hat es eigentlich nicht soviel auf sich; wir haben uns durch das Geschrei der englischen Puritaner, denen Alles Kezerei ist, was nicht im Katechismus steht, verführen lassen. Die Heftigkeit der Empfindung, mit der er sich von dem herrschenden Sittengesetz loszureißen sucht, zeigt

nur, wie fest es in ihm selber wurzelt. Die Heiligenbilder der Menschheit sind auch die seinigen, in seinem Leben wie in seiner Dichtung hat er sie zuweilen angetastet, aber stets mit dem Gefühl, daß er eigentlich einen Frevel begehe. Die Stärke des Blutes und der Ernst des Gewissens collidiren mit einander; bald spricht das Eine, bald das Andere, aber immer ist der Streit lebhaft genug, um eine tragische Stimmung hervorzurufen.

Bei Heine ist das Gewissen vollkommen inhaltlos; er hat kein Heiligthum, an dem seine Leidenschaft Kirchenraub begehen könnte, und ehrlich gesagt, mit seiner Leidenschaft ist es auch nicht weit her. Er ist kein Räuber und Mörder, obgleich er mitunter dafür gelten möchte. Daß ein sentimentaler Kaufmannsjüngling, indem er sich vor seiner Schönen auf ein Knie niederläßt, statt der Erklärungen aus Alberti's Complimentirbuch eine originelle wagt, in welcher er seine eigene Empfindung ironisirt, „Madame, ich liebe Sie,“ u. s. w., ist noch kein übertriebener Heroismus. Wenn er einen gewaltigen Anlauf nimmt, wie z. B. in der Götterdämmerung, so sieht man wohl, daß seine Phantasie fähig ist, sich in schmutzigen Bildern zu ergehen, aber man sieht nicht die Nothwendigkeit davon, man merkt, daß nicht innerliche Wildheit, sondern die bloße Eitelkeit, Aufsehen zu erregen, ihn in den Sumpf treibt.

Wie seine Frivolität, so ist auch sein Pathos eine Lüge. Es ist in dieser hohlen Seele keine Liebe und kein Haß. Nicht seine Cynismen, sondern die Coketterie, mit der er mitunter ein salbungsvolles, leidendes Christusgesicht aufsteckt, um über Unschuld und Tugend, über Liebe und Ehre, über Freiheit und Vaterland zu declamiren. Es ist Beides, Frivolität und Pathos, auf seine ursprünglichen Standesgenossen berechnet, die Philister des Comptoirs, denen Beides neu ist, Beides imponirt.

Heine hat zwar die romantische Schule den Franzosen gegenüber in mitunter ganz treffenden Aperçus lächerlich gemacht, aber er nennt seinen „Atta Troll“ in der Dedication an Barnhagen selber „das letzte Waldlied der Romantik“. Mit Recht. Seine Poesie enthält die einzige Wendung, welche der Romantik noch übrig blieb. Das Ergözen an einem leeren Klingklang, zu dem man sich gezogen fühlt, gerade weil man ihn nicht versteht, mußte zuletzt dahin führen, daß man in demselben Augenblick über das Mysterium lacht, wo man davor schaudert — ein Fortschritt, den zu machen Friedrich Schlegel nur durch seine Pedanterie gehindert wurde. In der Lucinde z. B. ist der Zopf zu sichtbar, als daß man die tollen Capricciosprünge für natürlich nehmen sollte.

Bei Heine sind diese Sprünge vollständige Natur. Er hat die confuse Bildung des Restaurationsalters nicht, wie seine nächsten Vorbilder, mit dem Fleiß eines über die neuen Vorstellungen erstaunten Gelehrten, sondern mit der Nachlässigkeit eines unbeschäftigten, aber empfänglichen und leicht beweglichen Dilettanten aufgenommen. Seine Phantasie ist ein Kaleidoskop, in welchem die

blaue Blume der Romantik und der Witz der Encyclopädisten, die rothe Fahne der Republik und der Glanz der Lilie, das Gespenst der schönen Herodias und die schmutzige Hexenhütte, die Jubrust eines hohlhängigen Werther und die Blafirtheit eines an Eroberung gewöhnten Banquiers, der auch Lotten fragen würde: wieviel kostet's? in wechselnden Combinationen willkürlich durcheinander gewürfelt werden. Es kommen dabei ganz anmuthige Bilder heraus, denn sein Witz ist lebhaft und seine Phantasie strömt von Einfällen, aber niemals eine ganze Gestalt, niemals eine gehaltene Stimmung. Am besten ist er, wenn er die Poffe rein als Poffe treibt, wie z. B. in *Atta Troll*, wo man sich zwar bei der Liebe der jungen Bärin zum Fürsten Lichnowski und ähnlichen Einfällen nichts Bestimmtes denken kann, wo aber die Einfälle so toll durcheinander sprudeln, daß sie fast Humor genannt werden können.

Aus dieser Art der Poesie aber eine Convenienz zu machen, die Vermischung der Frivolität und des Pathos, der Zote und des Gebets als das höchste Gesetz einer schönen Darstellung zu verehren, die Stärke der Empfindung nach der markt-schreierischen Anpreisung derselben zu beurtheilen, das ist die ärgste Versündigung gegen den heiligen Geist der Kunst, und diese Verkehrtheit, die sich über unsere ganze Literatur der letzten 25 Jahre ausbreitet, verdanken wir Heine und seinen Jüngern. Freilich correspondirt sie mit einer andern Richtung unserer Zeit: der sophistischen Gewandtheit, ungewöhnliche und überraschende Gesichtspunkte aufzufinden, den Witz zum Maßstab der Wahrheit zu nehmen. Aber gerade weil er diesen Witz mit Sentiment würzt, hat ihn Heine unter den Deutschen populärer gemacht, als es der eigentlichen Schule der Sophistik möglich gewesen wäre. —

Wenden wir uns nach diesen flüchtigen Bemerkungen zu Börne, so tritt zwar beim ersten Anblick eine scheinbar sehr große Verschiedenheit hervor: dort der ungezogene „Liebling der Grazien“, hier der polternde Alte, wie ihn die Komödie nur irgend erfinden kann; aber man entdeckt doch auch wieder eine große Familienähnlichkeit.

Die Aehnlichkeit besteht darin, das beide den objectiven Interessen, der objectiven Wahrheit nichts entgegen bringen, als die Energie ihrer subjectiven Eitelkeit, die an sich leer, doch unerschöpflich ist in ihrer Verneinung des Gegebenen; die ihr Urtheil über die Gegenstände nicht aus der Natur derselben schöpft, sondern aus den Beziehungen zu ihrer Stimmung und Laune.

Ich stehe nicht an, Börne's Einfluß auf unsere Entwicklung für viel schädlicher zu erklären, obgleich seine Berechtigung, den faulen Zuständen der Restauration gegenüber, eine größere ist. Denn dieser Einfluß auf unsere Jugend ist ungeheuer. Unser ganzer Radicalismus, unsere ganze Demokratie ist auf Börne gegründet, während Heine doch nur in exclusiven Salons zu Hause ist. Die unbehilfliche Ehrlichkeit unsers Volks, das sich nie recht in den Unterschied von Spaß und Ernst zu finden weiß, ist Schuld daran. Die Franzosen

haben ihren Charivari, die Engländer ihren Punch, sie amustren sich daran, ohne daß es ihnen einfiel, dort die Quelle politischer Weisheit zu suchen. Bei uns gibt es aber ganze Kreise, denen der Kladderadatsch ein Evangelium ist, wie früher Geld's Locomotive. Beides ist nichts als breitgetretener Borne. — Und das hat nicht allein den Nachtheil, daß man in allen politischen Dingen ein schiefes Urtheil erhält, ein Urtheil, das lediglich auf epigrammatische Knalleffecte begründet ist, sondern den viel schlimmeren, daß man mit diesem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt, und sich vollständig damit befriedigt. Wenn der Berliner Demokrat auf die Gothaer Bürste oder auf den Pater Radowiz einen Wig gemacht hat, so hat er seine Seele gerettet, und freut sich seines Lebens wie nach wohl gelungenem Tagewerk.

Ueber dem Haschen nach Contrasten, die er zu irgend einem komischen oder sentimentalen Effect combinirt, verliert der Wig den Sinn und das Verständniß für die Thatfachen; mit ein Paar Formeln, deren man mit leichter Mühe in ein Paar Tagen Herr werden kann, ist er über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus. Alle praktische Politik ist ihm zuwider, denn er bewegt sich im Unbedingten, im Entweder-Oder, und für das Unbedingte hat das reale Staatsleben keinen Raum. Er speculirt lediglich auf den Knalleffect der Revolution, ein Zauberwort, welches die Formel enthält, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Christen; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salbt, wenn man hienteden fünf gerade sein läßt. Diese permanente sittliche Entrüstung, dieser fixirte Hohn gegen die allgemeine Schlechtigkeit der Welt, dieser faule Pessimismus verdreht nicht nur den Verstand, er corrumpt auch die Gesinnung. Denn da täglich ein Effect herausgetrieben werden muß, wenn man seiner Pflicht genügen will, so wechseln die Gesichtspunkte mit reißender Schnelligkeit, jedes Heute strast das Gestern Lügen.

Es ist wunderbar, daß Borne's Verehrer nicht durch die handgreiflichen Fehlgriße außer Fassung gesetzt sind, die er jedesmal macht, wo er sich auf einen bestimmten Fall einläßt, was freilich selten geschieht, denn im Ganzen besteht seine Politik in Variationen auf das Thema: Hofrath, Wohlgeboren, Allerhöchstdieselben u. s. w. Das stimmt alles sehr gut, sobald er aber auf Odilon Barrot, oder die constitutionelle Verfassung, oder die Einrichtung der Gerichte u. s. w. zu sprechen kommt, wird jedesmal ein Unsinn daraus, denn von allen diesen Dingen hat er soviel Kenntniß, wie ein neugeborenes Kind. Der souveräne Wig hat nicht nöthig, die Gegenstände zu kennen, mit denen er spielen will, im Gegentheil würde er dadurch an Grazie verlieren. Aber am tollsten macht er es mit den Widersprüchen in seinen Wünschen und Idealen. Heute poltert er darüber, daß die Deutschen nicht ein Nationalgefühl haben, wie andere Völker, daß man sie ungestraft beleidigen kann, während die Franzosen sogar für die Ehre ihres Klima's auf die Mensur zu gehen geneigt sind, morgen schlägt er einen ebenso

großen Lärm darüber auf, wenn dieses Nationalgefühl sich wirklich zu regen beginnt, wenn die Deutschen Franzosenfresser werden. Wie es grade seiner Lanne bequem ist, oder wie sich eine Pointe daraus drehen läßt. Saphir, freilich mit ungleich weniger Talent, hat genau dieselbe Manier.

Um diese Manier genauer zu charakterisiren, darf man sich nicht auf seine politische Lyrik beschränken. — Der eine Band seiner gesammelten Werke enthält: „Fragmente und Aphorismen“. No. 1. heißt: „Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.“ No. 11: „Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.“ — Es läßt sich dagegen nichts einwenden. — Am berühmtesten ist No. 18. „Unter Mäßigung wird verstanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen.“ Das ist schlagend, handgreiflich, leicht zu übersehen, man kann es sich ausmalen, da ist kein Verstand so dumm, der das nicht begriffe. Darum ist es tausend und aber tausendmal wiederholt, und damit ist jeder verurtheilt, der nicht mit Robespierre oder mit dem Abbé Maury geht, der nicht alle Aristokraten oder alle Demokraten köpft. Die völlige Gedankenlosigkeit jenes Entweder=Oder kümmert die heitern Spaziergänger nicht, die nur darum Politik treiben, weil sie sich auf das neue Caricaturblatt in der Abendnummer ihres Lieblingsjournals freuen. Das Entweder=Oder ist das liebste Stichwort jenes sogenannten gesunden Menschenverstandes, als dessen Hauptvertreter sich Börne gegen den Mysticismus der Restaurationszeit gerirte. Der gesunde Menschenverstand glaubt, Alles widerlegt zu haben, was ihm Langeweile macht. Ein ernsthaftes Studium, oder eine Tag für Tag fortgesetzte Arbeit ist ihm langweilig, und er glaubt durch diese Erklärung mit dem constitutionellen Staat nicht minder fertig zu sein, als mit der Gelehrsamkeit. Aber dieser gesunde Menschenverstand reicht nur für den Kladderadatsch aus; auf das wirkliche Leben angewendet, geht er an seinen eignen Widersprüchen unter, die er darum nicht sieht, weil er sich lediglich in Abstractionen bewegt, und Abstractionen kennen keinen Widerspruch. Er spricht nur so lange geläufig und mit Wiß, als er in der Opposition steht; am Ministertisch geht sein Wiß aus, er hat von der sittlichen Entrüstung gelebt; wenn er produciren soll, weiß er sich keinen Rath; denn in Abstractionen zu gestalten, zu schaffen, ist eine Unmöglichkeit.

Daß dieses eintönige, polternde Pathos des gesunden Menschenverstandes das deutsche Volk nicht ermüdete, lag an zwei Umständen. Einmal hatte es den Anstrich eines vollen Gemüths, dann wurde es durch jene witzigen Paradoxien gewürzt, die den Reiz eines artigen, aber nicht schweren Räthsels haben. Das gilt ebenso von seinen Kritiken, Reiseberichten, Novelletten, die übrigens einen wahrhaft erstaunlichen Mangel an Gestaltungskraft verrathen. In jeder einfachen Theaterrecension ist die Totalität seiner Seele, der gesammte Weltsehmerz über Deutschlands Verwahrlosung, die trauernden Juden und die Hofrätthe, und wo

irgend der Stoff es zuläßt, auch jene paradoxe Genialität, die durch scharfe Betonung irgend einer Seite dem Bilde ein vollständig verändertes Ansehen gibt. Das Maximum in dieser Art ist die bekannte Kritik über Hamlet, die damit schließt, daß der König eine noble und würdige Person wird. Diese Neigung, die sittlichen Begriffe umzukehren, theilt Börne mit Heine, der auch lieber „ungeheure, colossale“ Laster haben wollte, als die unästhetische Moral; der für das russische Reich schwärmte, weil es ihm imponirte, der einer Agrippina und Lucretia Borgia, weil sie sich eines wohlgeformten Beins erfreuten, alle die unschuldigen Kleinigkeiten, wie Giftmischerei, nachzusehen geneigt war. Bei Börne ist das nicht Trivolität des Gemüths, denn in diesen bürgerlichen Dingen ist seine Gesinnung ziemlich fest und gesund, sondern die bei einem recht verstockten „gesunden Menschenverstand“ fast immer vorkommende Neigung, der Abwechslung wegen einmal über die Schnur zu hauen.

Auf unsere ästhetische Kritik hat Börne fast ebenso nachtheilig gewirkt, als auf unsere politische Empfindung, und zwar aus denselben Gründen. Die Kritik hat die Aufgabe, durch gründliche Verarbeitung des gegebenen Stoffs die Principien hervortreten zu lassen, und umgekehrt, die Principien auf die Gegenstände anzuwenden. Börne's Kritik macht sich weder ernsthaft mit den Gegenständen zu thun, noch geht sie von Principien aus; sie ist trotz mancher, nicht zu verkennenden Verdienste im Einzelnen, als Ganzes betrachtet, ein Spiel der subjectiven Eitelkeit. Zwar ist sie mit so viel Talent geschrieben, daß wir noch heute diese Sammlung von Recensionen über ziemlich gleichgültige Bücher nicht ohne Interesse lesen. Es ist ein anmuthiges Geplauder, das uns besticht, wenn es uns auch nicht belehrt. Am lebenswürdigsten, wenn es nur Geplauder ist und gar keinen Inhalt hat, wie der Aufsatz über Henriette Sonntag, mit dem er in Frankfurt seinen Ruf begründete. Aber je größer der Erfolg dieses unverkennbaren Talents war, desto mehr hat es seine Nachfolger verführt, buhlerische Künste zu treiben. Die Entartung unserer Kritik in inhaltsloses Feuilleton-Geplauder ist um so nachtheiliger, da eine ernste, consequente, von ihrem Gegenstand und ihren Principien wahrhaft erfüllte Kritik allein im Stande ist, unsere Literatur aus der babylonischen Verwirrung zu führen, in der sie jetzt befangen ist.

J. S.